Die Burg des Glücks.

Von Herbert Stegeman.

Der Herzog Filipp Maria Visconti war glücklich, furchtlos und weise. Er hatte die Menschen, die vor ihm auf den Knien lagen und zitterten, oder seinem Leben meuchlerisch mit Gift und Dolch nachstellten, von Grund aus kennen und verachten gelernt. Und da er nicht mehr in ihrer Mitte leben wollte, weil ihn all der Falschheit ekelte, und der Niedertracht und der heimlichen List, so zog er sich zurück auf sein befestigtes Kastell, das eine halbe Meile Weges von seiner Stadt Mailand entfernt lag und von seiner Höhe als Tal beheerrschte. Es war ein weitläufiges, prächtiges Gebäude mit herrlichen Gärten, Laubgängen und Tummelplätzen, wohlverwahrt durch Zinnen, Gräben und sinnreiche Zugbrücken; niemand vermochte unangemeldet einzudringen, denn strenge, in Stahl und Silber gekleidete Wachen behüteten jeden Eingang, und schnell war man bei der Hand, jeden Verdächtigen, der sich nicht genügend auszuweisen vermochte, ohne lange Untersuchung zu beseitigen.

Eine auserlesene Schar von Höflingen umgab den Herzog. Aber er verachtete auch sie und wußte, daß er keinen Freund unter ihnen hatte, daß er überhaupt keinen Freund haben konnte. Er traute niemand und ließ den einen durch den anderen überwachen; denn er wußte, wie unbeständig und wie schwach die menschliche Natur ist. So beherrschte er die Menschen, und alle waren sie zusammengekoppelt durch eine Menge feiner und seltsam verschlungener Fäden, die in seinen schlanken, zarten Händen zusammenliefen und mit spöttischem Lächeln nach seinem Wohlgefallen hin und her gewendet wurden.

Der Herzog liebte das Leben, das für ihn so voll Macht und Glanz war, und haßte den Tod, der alles gleich macht und die Fürsten von ihren goldenen Stühlen in eine wirre Nacht mit dem Narren und dem Bettler hinabstößt. Es war deshalb allen Hofleuten bei Strafe der Verbannung verboten, das Wort des Todes zu nennen, und wenn die nächsten Freunde und Günstlinge des Herrn zu sterben kamen, so wurden sie unweigerlich aus dem Kastell geschafft, damit niemand in der Burg des Glücks erbleiche. Und während die Boten und Gesandten des Herzogs auf unterirdischen Gängen aus und ein gingen und die Befehle des Gebieters unter das Volk hinaustrugen, während die tapferen Söldnerscharen mit eisernen Händen nach innen und nach außen aufrecht erhielten, herrschte Jubel und Heiterkeit in den Räumen des unzugänglichen Schlosses. Denn der Herzog war gnädig und liebte rauschende Feste und knisternde Seidenschleppen schöner Frauen. Sein bleiches, königliches Antlitz rötete sich, wenn ihn der Jubelruf seines Gefolges umbrauste, wenn tausend und abertausend Wachskerzen aus den geschliffenen Kronleuchtern von den getäfelten Decken ihr blendendes Licht auf kostbare Geschmeide und seltene Stoffe verstreuten. Hier war das Leben, die Macht, die Schönheit: draußen war der Tod, Armut, Krankheit, Verfall und all die häßlichen Dinge, die der Herr sich mit starken Händen von den Kreisen seines fürstlichen Daseins fernzuhalten wußte.

Es herrschte aber zu dieser Zeit ein großes Sterben im ganzen Lande. Der schwarze Tod ging herum, von Stadt zu Stadt und von Haus zu Haus, und wo er zugriff mit seinen blutbefleckten Händen, da war ein Zucken und ein Röcheln, und dann war alles still: die Leichen türmten sich auf in Gassen und Märkten, Verwesung erfüllte die Lüfte und ein grauenvoller Bredem stieg zum bleiernen Himmel empor. Wahnsinnige, nackte Gestalten tanzten umher auf den Plätzen der prächtigen Stadt Mailand und warfen Feuerbrände in die Häuser: rot quollen die Flammen in die Höhe und das Geheul und der Qualm drang aufwärts zu der Burg des Glücks, die unberührt auf ihrer Höhe lag.

Der Herzog aber blieb ruhig und unbewegt. Peinlicher als je wurden die Zugänge zum Kastell überwacht und die Entsendung der Boten durch die unterirdischen Gräber wurde gänzlich eingestellt. Mochte die Welt da drunten in ihrer Häßlichkeit und Bedürftigkeit zugrundegehen und an ihrem eigenen Atem ersticken; das Antlitz des Alconti lächelte und seine Augen funkelten noch heller als die unschätzbaren Edelsteine, mit denen sein seidenes Festgewand übersät war. Die Flöten klangen, die Pauken wirbelten, köstlicher Duft stieg aus goldenen Räucherbecken zu den reichgetäfelten Decken empor, und Tag für Tag wälzten sich die lachenden Scharen der Höflinge jubelnd und den Stern ihres Herrn preisend durch die Prunkgemächer dahin.

Gerade als das Sterben in der Stadt seinen Höhepunkt erreicht hatte, beschloß der Herzog, seinen Gästen ein Fest zu geben, das an Glanz und Pracht alles bisher Dagewesene übertreffen sollte. Alle Gemächer des Schlosses wurden geöffnet, sogar die türkischen und persischen, die sonst halbe Jahre dalagen und in denen kostbare Teppiche an den Wänden hingen: die Gäste erschienen in bunten und phantastischen Masken, die Trachten aller Länder wogten durcheinander, glutäugige Orientalinnen warfen hinter ihren elfenbeinernen Fächern verlangende Blicke auf die in Samt und Seide einherprunkenden Kavaliere; Drommeten und Fanfaren schmetterten in all die Luft hinein, und des Herzogs Hoheit führte in eigener Person den Reigen an. Der Herrscher hatte es verschmäht, sich der Maskenfreiheit zu bedienen; er trug ein juwelenbesetztes Hofkleid aus dunkelroter Seide und einen mit den herrlichsten Federn geschmückten Hut; stolz und bleich blickte sein fürstliches Antlitz mit den großen dunklen Augen über die Menge dahin, und die Hand, die er seiner Dame reichte, war die des geborenen Herrschers — übertüncht, die Form des Zimmerstigen Fingern, die sich darauf verstanden, Menschen und Länder festzuhalten und zu beherrschen.

Am Ende der langen Flucht der prunkvollen Festräume, durch die die Schar der Höflinge dahinwogte, befand sich ein merkwürdiger Raum, den der Herzog in einer übermütigen Laune mit in die Reihe der Festgemächer hatte einbeziehen lassen. Es war eine Art Kapelle, die wohl in früheren Zeiten zugleich als Gerichtssaal gedient haben mochte; die Wände waren seltsamerweise schwarz übertüncht, die Form des Zimmers stellte ein Achteck dar; die Fenster gingen auf einen der entlegensten und fast nie betretenen Höfe des Schlosses und waren mit blutroten Scheiben verglast; von der Decke hing ein roh gezimmertes Kruzifix aus schwarzem Ebenholz herab. Als der Kastellan diesen Raum, der durch eine schwere Schiebetür von dem letzten der orientalischen Gemächer getrennt war, öffnete, hatte der Herzog, der ein aufgeklärter und beherzter Mann war, herzhaft gelacht und befohlen, auch diesen Raum zu rüsten. „Wahrlich, auf dunklem Grunde leuchtet das Leben uns doppelt schön", meinte er lächelnd, und der alte Schloßhauptmann, den keine der Launen seines Herrn mehr überraschen konnte, fügte sich seufzend in das Unvermeidliche. Die meisten Gäste aber fanden an diesem Scherz des Herzogs keinen Gefallen, und fast jeder, der einen Blick in das schwarze, von lodernden Lichtern erhellte Zimmer getan hatte, wandte sich voller Unbehagen wieder den leuchtenden Festgemächern zu, die sich in tausendfachen Windungen durch das Schloß dahinzogen.

Gerade hatte die mächtige Turmuhr des Kastells die zwölf Schläge der Mitternacht ausgesummt, als der Herzog selbst am Arme seiner Favoritin, der schönen Gräfin Lukrezia d'Avaragno, den Zug seiner ausgelassenen Gäste anführte und auf die Schwelle des schwarzen Zimmers zuschritt. Unwillkürlich machte er einen Augenblick halt, denn das gespenstische Rot, das auf dem schwarzen Grunde hin und her tanzte, befremdete seine Sinne. Plötzlich stieß die Gräfin einen leichten Schrei aus: ihre Augen öffneten sich weit, und sie zeigte mit ausgestrecktem Finger auf eine schwarze Gestalt, die so regungslos, daß man an ihrer Menschlichkeit zu zweifeln versucht war, unter dem Ebenholzkruzifix stand.

Es war aber auch die seltsamste Maske, die man sich nur denken konnte. Eigentlich war es überhaupt keine Maske: es war eine große Gestalt von ganz unbestimmten Formen, die ein schwarzes, bis auf den Boden herabschleppendes Gewand vollständig verhüllte. Das Haupt bedeckte eine schwarze Kapuze; aus dieser leuchtete nichts als ein blasser Schein hervor, der sich aber zu keinem menschlichen Antlitz verdichten wollte. Beide Arme kreuzte die Gestalt über der Brust, so daß ihre Hände gleichfalls unsichtbar blieben.

Filippo Maria beherrschte sich, obwohl ein kalter Schauer über seinen Leib lief. „Dieser Maske, schöne Frau", sagte er zu seiner Begleiterin gewendet, und seine Stimme allein zerteilte das tiefe Schweigen, das sich beim Anblick der unheimlichen Gestalt über die Schar der noch eben plaudernden und lachenden Höflinge gelegt hatte, „dieser Maske gebührt wahrlich der Preis des Abends. Schicksalsvoll steht sie da, in schweigender Erhabenheit; in der Tat, mich dünkt, keine der griechischen Göttinnen vermag es ihr gleich zu tun in strenger Hoheit und Würde."

Er trat einen Schritt vor, der Maske entgegen: „Wenn du in der Tat das Schicksal bist oder die Moira, wie dich die Weisen des Griechentums benennen, du schöne Unbekannte, so wisse, daß wir dich willkommen heißen in unserem Kreise. Sei gegrüßt, du seltsamer Gast, und reiche mir deine Hand, daß ich dich führe, wie es deinem Range ziemt und deinem Namen."

Mit diesen Worten streckte der Fürst der verschleierten Gestalt die Hand entgegen; und langsam, langsam, während jeder Atemzug stockte, löste sich aus dem dunklen Gewande eine weiße Hand, die sich schwer in die des Herzogs legte.

Dem quollen die Augen aus den Höhlen: denn die Hand, die in seiner lag, und die ihn unwiderstehlich festhielt, war kalt wie Eis. Und mit langsamen Schritten bewegte sich die Gestalt vorwärts: sie zog den Fürsten mit sich fort, und willenlos, wie im Banne eines fürchterlichen Traumes, folgte die ganze Schar der Höflinge. Sie durchschritten die lange Folge von Gemächern, aber die Musik war verstummt und die Kerzen waren erloschen.

Der Zug war im Tronsaal angelangt, als der Herzog aus seiner Betäubung erwachte. Was war denn das? Aeffte ihn nicht ein wahnsinniger Spuk? Was hinderte ihn, an dieses vermummte Wesen, das sich einen kecken Scherz mit seiner fürstlichen Hoheit erlaubt hatte, die Hand zu legen? Wo war seine Mannheit geblieben? Er riß sich mit aller Gewalt los: er stieß nach der verschleierten Gestalt, aber seine starken Arme fielen kraftlos nieder. Vor ihm stand auf breiter Estrade sein goldener Tronsessel auf wuchtigen Löwenfüßen, und auf dem Sessel lag noch der Reif und das Szepter, das er zuvor im Rausche der Maskenlust abgelegt hatte. Er erklomm die wenigen Stufen und krönte sich, er ergriff den Stab der Herrschaft, als sollte ihm dieser die verlorene Kraft zurückgeben. Aber die schwarze Gestalt stieg nach ihm empor, während die Höflinge in schweigendem Entsetzen mit gelähmten Gliedern verharrten. Und nun stand sie vor dem Herzog auf der Estrade des Trones. Da öffnete sich auf einmal lautlos das schwarze Gewand und die dunkle Kapuze, und furchtbar blickten die blauschwarzen Beulen und Geschwüre, die Zeichen des schwarzen Todes, dem zusammensinkenden Fürsten entgegen. Dann aber stürzte sich die Pest wie ein Panther auf die Männer und Frauen, und als der Morgen aufstieg über den Zinnen von Mailand, da lag die Burg des Glückes verödet und verwüstet da, ein Haufen verfallender Trümmer und verwesender Leichname.

Der gestohlene Ritt.

Erzählung von Paul Eberhardt.

Rolf Schmidt war in tief bedrückter Stimmung.

Was kann einem auch Unangenehmeres passieren, als wenn man einer jungen Dame etwas versprochen hat und es nun nicht halten kann?

Es war erst acht Tage her, seit er auf Schloß Bergfried als Gast geweilt und der reizenden Edith versprochen hatte, die heute stattfindende Fuchsjagd mitzureiten. Damals vor acht Tagen besaß er noch seinen Fuchs, welchen er seitdem — aus nicht näher zu erörternden, aber recht zwingenden Gründen „verkauft" hatte. Das Wort verkauft gefiel ihm besser als das „abgepfändet", welches eigentlich besser am Platze war.

Um 10 Uhr sollte die Jagd beginnen. Das Stelldichein fand statt am Waldsee, dessen blaues Gewässer Rolf von seinen Zimmerfenstern aus ganz gut erkennen konnte. Das Herz schwoll ihm vor Sehnsucht, die bald zum Zorn und endlich zur Verzweiflung anwuchs. Bis zu diesem Augenblick hatte er noch gehofft, daß sein Freund Gerhausen ihm seinen Rappen schicken werde, wie er es halb und halb zugesagt. Aber Gerhausen war immer ein unsicherer Kantonist. Kein Pferd war weit und breit zu sehen und ungeduldig klopfte Rolf mit der Reitgerte an seine hohe Stiefeln, die er bereits am frühen Morgen angezogen in der nicht zu bändigenden Hoffnung, trotzalledem die Jagd mitreiten zu können.

„Ich muß mir irgend eine Ausrede ausdenken", murmelte er vor sich hin. „Jedenfalls gehe ich jetzt an den Startplatz und zeige mich Edith."

Er drückte seine Mütze mit einer ungestümen Bewegung in die Stirn und eilte fort.

Auf dem Sammlungsplatze herrschte reges Leben. Schon von weitem sah Rolf seine Angebetete im roten Jagdkleid in einem Feld von Kavalieren, und plötzlich stockte sein Fuß. Nein, eigentlich war es doch unerträglich, zu Fuß neben diesen wohlberittenen Herren aufkreuzen zu sollen. „Hols der Teufel", murmelte Rolf, „da ist ja auch der verwünschte reiche Schmitt! Der Kerl klebt doch wie eine Klette an Edith! Wer weiß, ob nicht Edith durch seine Beharrlichkeit gerührt wird! Kein Mensch kann sich ja auf eine Frau verlassen!"

Der reiche Schmitt war ebenfalls noch zu Fuß. Er wanderte in sichtlicher Ungeduld etwa hundert Schritt von Rolf entfernt an der Chaussee auf und ab, die Reitgerte in der Hand und von Minute zu Minute röter und krankhafter aussehend, offenbar wartete auch er auf ein Pferd, wie noch mehrere andere Herren, denen aber jetzt von verschiedenen Seiten aus ihre Rosse zugeführt wurden.

Schon wurde das Signal zum Aufsitzen gegeben. Rolfs Blut hatte jetzt tatsächlich Siedehitze erreicht. Er hatte sich umgewandt und blickte nach einem kleinen Birkengehölz hin, aus dem ein Schnauben und Trampeln erschallte. Wie ward ihm als er gleich darauf einen ruppigen Pony erscheinen sah, auf dem ein aufgeregter Stallknecht saß. Neben sich führte er am Zügel ein zweites Roß, ein prachtvolles Vollblut von dunkelbrauner Farbe. Es war wohl eine Fügung des Himmels, daß der Stallknecht in dem gestiefelten und gespornten Herrn einen Jagdgast vermutete.

„Ach, entschuldigen Sie, mein Herr", rief er ihm atemlos zu, „sind Sie vielleicht Herr Schmitt?"

„Mein Name ist Schmitt", antwortete Rolf beinahe ungeduldig.

„Ach, Gott sei Dank", rief der Stallknecht, „hier ist Ihr Pferd, Herr. Ich wäre schon vor einer Viertelstunde hier gewesen, wenn nicht dieser ver— Racker von Pony mich so zurückgehalten hätte. Herr von Ammer schickt hier mit einem schönen Gruß den Achill."

Einige Sekunden kämpfte in Rolf der sogenannte Anstand mit der Liebe; natürlich aber siegte die letztere. Er wußte ganz genau, daß hier eine Verwechslung vorlag und daß Herr von Ammer, Ediths Onkel, nicht ihn mit dem Herrn Schmitt gemeint hatte, sondern vermutlich jenen dicken Krösus, den Rolf von ganzer Seele haßte.

Im nächsten Augenblick saß er im Sattel und sprengte quer über den Acker auf das rote Feld zu.

Er kam gerade in der letzten Minute. Soeben war das Signal zum Start gegeben worden.

Die schöne Edith winkte mit einer etwas überraschten Miene dem jungen Manne zu, während ihr geübter Blick seinen Renner prüfend anblickte.

„Ihr Götter", dachte sie, „das ist doch Onkels Achill! Und ich weiß doch, daß Rolf bei meinem Onkel gar nicht so ungeheuer beliebt ist! Wie kommt es nur, daß er ihm plötzlich ein Pferd für seine Jagd zur Verfügung stellt?"

Sie hatte jedoch keine Zeit, weiter darüber nachzudenken, denn mit Halli und Hallo setzte sich das Feld in Bewegung.

Das Gelände war außerordentlich abwechselungsreich, es führte Hügel hinauf und hinab, über Hürden und Baumstämme, durch Gräben und Wasserläufe und über weite Wiesen.

Rolf hatte es bald erreicht, daß sein dunkler Fuchs neben Ediths Falben war und nun nicht mehr von dessen Seite wich. Er benutzte einen Moment der Isolierung, als sie beide allen anderen weit voran über das Terrain jagten, um Edith zuzurufen:

„Wenn Sie jetzt nicht an meine Liebe glauben, Edith, dann schieße ich mich tot!"

„Ach nee," rief sie zurück, „lieber nicht! Weshalb denn?"

„Weil ich um Ihretwillen zum Verbrecher geworden bin! Ich habe einen Diebstahl begangen."

„Was?" lachte sie. „Was haben Sie denn gestohlen?"

„Diesen Ritt!" stieß er hervor. „Und hol' mich der Henker, wenn ich es bereue!"

„Aha!" erwiderte das Mädchen. „Ich dachte es mir. Erzählen Sie mir doch, auf welche Weise Sie auf Achills Rücken gelangt sind."

Rolf berichtete in ungeschminkter Wahrheit seinen Streich. Darauf fing Edith so an zu lachen, daß sie einen Augenblick im Sattel schwankte.

Rolf war selig. Er deutete sich diese Fröhlichkeit zu seinen Gunsten und er hatte recht damit.

Als die Meute den Fuchs in eine Bucht hineingetrieben hatte, wohin nur ein schmaler Weg für die Reiter führte, hörte das jugendliche Paar plötzlich, daß hinter ihnen die übrigen Jäger in laute Ausrufe des Spottes ausbrachen und sich gegenseitig zurufen: „Seht doch nur den dicken Schmitt! Auf was für einer Katze er sitzt!"

„Ein Anblick für Götter! Daß er uns bloß nicht einholt!"

Edith hielt einen Augenblick ihr Pferd an und sah sich um.

Da erblickte sie weit hinter allen anderen ihren eifrigen Verehrer, den dicken Schmitt. Er saß auf dem ruppigen Pony, welchen vorhin der Stallknecht, der Achill gebracht, geritten hatte. Das arme, alte Tier konnte kaum noch vorwärts, keuchte außerdem unter der ungewohnt schweren Last und erhobte den namenlos komischen Eindruck, den der Reiter machte.

Offenbar befand sich Herr Schmitt in unbeschreiblicher Wut, denn sein Gesicht sah blaurot aus.

War es denn aber auch zu glauben, daß dort vorn neben seiner Angebeteten der Frechdachs von Schmidt auf eben dem Renner ritt, den Herr von Ammer ihm selbst versprochen hatte?

Oh, er wollte ihn schon einholen! Und wenn der Pony dabei auch zum Teufel ging!

Der Pony zeigte jedoch weniger Lust, zu Teufel zu gehen, als seinem eigensinnigen Reiter buchstäblich die Zähne zu zeigen. Das arme, geplagte Vieh wandte nach jedem besonders grobem Hieb den dicken Kopf herum und schnappte nach Herrn Schmitts Füßen. Von frischem Mute belebt, wie ihn nur der Triumph über einen Nebenbuhler zu geben vermag, schoß Rolf vorwärts und gelangte als Erster ans Ziel, als der arme Fuchs soeben zur Strecke gebracht war. Er trug die Ehren des Tages davon, blickte sich aber doch mit verstohlener Aengstlichkeit nach dem zornigen Ponyreiter um, der gerade jetzt wieder am Fuße eines Hügels sichtbar wurde.

„Kommen Sie," raunte ihm Edith zu, die immer wieder von neuem in Lachen ausbrach. „Ich rette Sie!"

Einen Augenblick zauderte Wolf.

„Retten?" murmelte er etwas widerstrebend. „Ich möchte mich doch lieber ..."

„Was möchten Sie lieber?" lachte Edith. „Sich vielleicht vor jenem wegen Ihres Diebstahls verantworten? Nein, nein, kommen Sie nur mit! Mein Onkel liebt nichts mehr als einen guten Spaß."

Die beiden galoppierten davon, daß die Funken stoben.

Als der nunmehr schon bläulichrote Herr Schmitt bei dem Felde anlangte, er sowohl wie der Pony triefend von Schweiß, brüllte er förmlich blutgierig und heiser:

„Wo ist der Kerl?"

Die anderen Herren, die unter sich bereits das Schelmenspiel Rolfs durchschaut hatten und unwillkürlich für ihn Partei nahmen, drängten sich um Herrn Schmitt herum.

„Was für enen Kerl?" fragte man. „Wen suchen Sie denn, Herr Schmitt?"

„Den Fuchs suche ich!" sprudelte dieser zornentbrannt hervor. „Den Fuchs, der für mich geschickt war! Glauben Sie denn, ich will auf dieser Schindmähre hier auf Herrn von Ammers Hof reiten?"

„Oh, oh!" erwiderten die Kavaliere übermütig. „Schindmähre ist ein hartes Wort. Der Pony ist doch sehr nett, Herr Schmitt? Reiten Sie nur ruhig drauf nach Hause. Schließlich wird Ihnen auch gar nichts anderes übrig bleiben."

Inzwischen hatte Rolf mit seiner schönen Begleiterin den Hof erreicht, und Edith, der Liebling ihres heiteren Oheims, eilte mit dem „Verbrecher" zu ihm. Es war ihre eigene Redekunst, die den Onkel bewog, den übermütigen Streich des jungen Habenichts zu verzeihen. Ja, als er Einzelheiten über das Aussehen des Herrn Schmitt auf dem Pony hörte, konnte er sich eines schallenden Gelächters nicht enthalten. Er klopfte Rolf auf die Schulter und rief:

„Unverschämt waren Sie da, junger Mann, aber zugleich auch wieder schneidig. Und schneidige Leute mag ich leiden. Sie sind fortan mein Mann."

Ein Blick des Einverständnisses flog zwischen Edith und Rolf hin und her.

„Für heute aber, lieber Onkel!" rief das junge Mädchen, „ist es wohl besser, Herr Rolf Schmidt bleibt nicht zum Jagdessen da? Ich fürchte, daß ihn der andere Herr Schmitt mit Haut und Haaren verschlingt."

„Das geht nicht," meinte Rolf lustig, „ich bin noch sehr notwendig auf der Welt, ich darf mich von keinem anderen verschlingen lassen."

Der Onkel merkte, wie die Dinge lagen, und sprach gutmütig:

„Um Ihr Jagddiner sollen Sie aber ooch nicht kommen, junger Freund. Kommen Sie heute über acht Tage, dann finden Sie meine Nichte und mich allein."

Als an diesem Abend Edith ihrem Onkel gute Nacht sagte und er sie mit ihrem diebischen Verehrer neckte, antwortete sie schnell gefaßt:

„Onkelchen, gegen sein Schicksal kann niemand etwas machen! Es war offenbar meine Bestimmung, dereinst Frau Schmidt zu heißen. Ob ich mich nun mit „tt" oder mit „dt" schreibe, darauf wird es wohl nicht sehr ankommen."

Der Fürst ehrt sein Andenken.

Von John Wulff.

Alljährlich, wenn des Sommers herrlichster Monat, der August, erscheint, reist der regierende Fürst von Markland nach der Küste Norwegens. Die herrlichen Fjorde, die düstern Felsen und das ganze erhabene Gepräge des Nordlandes üben einen gewaltigen Eindruck auf ihn aus. Seine Yacht bringt ihn an die naturschönsten Stellen der Westküste, und kein Jahr vergeht, ohne daß der Hardangerfjord befahren wird. Kommt das Schiff dann in das innere des Fjordes, so wird vor Odde geankert, eine kleine Pinasse verläßt das Schiff, und der Fürst begibt sich an Land. Am Ufer erwartet ihn ein Kariol und gefolgt von einem einzigen Adjutanten geht die Fahrt nach dem Lotefoß. In der Nähe dieses mächtigen Wasserfalles, der mit furchtbarem Getöse aus dem Felsen herausbricht und zu Tal stürzt, ist eine einfache Gedenktafel in das Gestein eingelassen. Sie besagt, daß dort im Jahre 18.. ein junger Offizier von der Yacht des Fürsten von Markland sein junges Leben infolge eines Absturzes einbüßte. — Hierher geht die Fahrt des Fürsten, und hier legt er alljährlich einen Kranz nieder. —

Es war ein herrlicher August abend des Jahres 18... Die Yacht des Fürsten von Markland bewegte sich in stolzer Fahrt auf dem Hardangerfjord, den Weg nach Odde zu finden. Auf der Kommandobrücke stand der alte norwegische Lotse Ragnarson, der das Fürstenschiff jährlich begleitete, und den Wachtdienst versah der Leutnant von Helmke. Langsam ging der junge Offizier auf dem schmalen Wege auf und ab, nur wenige Worte mit dem Lotsen wechselnd, denn der Dienst war streng. Ab und zu drangen von den unteren Räumen laute Zecherstimmen zu dem einsamen Wanderer empor, aber sie erweckten keinen Neid in ihm; er sehnte sich nicht nach der Teilnahme an dem Gelage. Mit glänzenden Augen und halb geöffneten Lippen nahm er die herrliche Natur in sich auf, ließ die erhabenen düstern Felsen an seinen Blicken vorbeiziehen, während sie plötzlich den lieblichsten Tälern Platz machen mußten; hier stürzte ein Foß aus den Steinwänden des Ufers hervor, dort wuchs eine Insel aus dem Fjord heraus, als wollte sie den Eindringlingen die Fahrt verwehren, aber der alte Lotse kannte den trotzigen Gesellen und führte das Schiff sicher an ihm vorbei.

Plötzlich wurde die friedliche Stille unterbrochen. Ein Lichtstrahl, der aus der geöffneten Kajütentür drang, erhellte das Deck des Schiffes, und der Fürst erstieg mit schweren Schritten die Treppe zur Kommandobrücke. „Ha, da steht der Schwärmer!" schrie es dem jungen Offizier entgegen. Rasch legte dieser die Hand an seine Mütze und wandte sich dann wieder aufmerksam seinem Dienst zu. „Ich glaube gar, der Kerl dreht mir den Rücken zu!" dröhnte es hinter ihm. Er drehte sich rasch um und sagte bescheiden: „Ich bin im Dienst, Hoheit!" Mit zornrotem Antlitz schrie ihm der Fürst entgegen: „Dienst hin, Dienst her; ich bin Euer Fürst! Ich werde jetzt einmal den Dienst selbst versehen!" Und mit taumelnden Schritten näherte er sich dem Signalapparat für die Maschine. Jetzt legte sich aber der alte Lotse ins Mittel, und mit sanfter Gewalt entfernte er den Fürsten von dem Apparate, sein gefährliches Vorhaben auf diese Weise verhindernd. Rasend vor Wut wandte dieser sich jetzt wieder dem jungen Offizier zu und überhäufte ihn mit Schmähworten. Blaß bis in die Lippen hörte der Aermste alles an, ließ alle ehrenrührigen Beschuldigungen über sich ergehen und blieb stumm. Es war ja sein Fürst, der zu ihm sprach, und er war wehrlos.

Gerade dieses stumme Leiden, dieses machtlose Hinnehmen des jungen Offiziers reizte den Fürsten zum äußersten. In sinnloser Wut stürzte er auf den Ahnungslosen zu und schlug ihn ins Gesicht. Da geschah etwas Furchtbare: ein Schrei rang sich aus der Brust des Gequälten empor, und ehe der erstarrte Lotse hinzuspringen konnte, hatte von Helmke den Schlag vergolten — er hatte seinen Fürsten geschlagen. —

Gellende Pfiffe ertönten über das Deck, Kommandorufe wurden laut, taktmäßiges Aufmarschieren von Matrosen wurde hörbar. Der junge Offizier lieferte einem Vorgesetzten seinen Degen ab. Nach einer Weile war alles wieder still an Bord. Der alte Lotse stand einsam auf seiner Wacht und eine Träne stahl sich über sein wettergebräuntes Gesicht, zu dem eisgrauen Bart hinab.

Früh in der Morgendämmerung warf die Yacht vor Odde Anker; eine Barkasse verließ dieselbe und begab sich an die Küste. Hier stieg ein einsamer Wanderer an Land, — man sah ihn niemals lebend wieder.

Aus Zeitungsberichten:

„Bergen, d. .... Seine Hoheit der Fürst von Markland erlitt an Bord seiner Yacht in den Gewässern Norwegens einen Unfall; ein Rundholz fiel auf ihn herab und verletzte sein linkes Auge; die Wunde ist nicht gefährlich und wird schnell heilen."

„Bergen, d. .... In tiefe Trauer wurde die Besatzung der Yacht des Fürsten von Markland, die gegenwärtig vor Odde liegt, versetzt. Der junge Leutnant von Helmke stürzte beim Lotefoß von den Felsen und wurde auf der Stelle getötet."

„Bergen, d. .... Der Fürst von Markland hat angeordnet, daß an der Stelle, wo im vorigen Jahre ein junger Offizier seiner Yacht das Leben einbüßte, eine Gedenktafel in den Felsen eingelassen wird. Ehre seinem Andenken."

Entdeckung altnordischer Ruinen an der Ostküste von Grönland.

Von der dänischen Station Angmagsalik an der Ostküste von Grönland haben der dort stationierte Arzt Dr. Norman-Hansen und der Missionspastor Jespersen einen in der Nähe befindlichen Fjord landeinwärts befahren und dann den hier mündenden Fluß aufwärts verfolgt bis zum Gletscherende. Auf beiden Ufern des Flusses entdeckten sie Ruinen von Steinbauten, deren Grundriß aufgenommen wurde. Aus der Lage der Ruinen, die gegen feindliche Angriffe geschützt erscheinen, glaubt Dr. Norman-Hansen annehmen zu dürfen, daß sie die Ueberreste der letzten Ansiedelungen der altnordischen Kolonisatoren von Grönland wären, die hier ihre letzte Zuflucht fanden.

Die weitaus meiste Kinderarbeit findet man in Japan. Dort sind etwa 600.000 Kinder unter 12 Jahren erwerbstätig.